

Dieser Bauch gibt uns doch sehr zu denken

Wir Deutschen sind viel zu kompliziert: Marcus Hernig weiß, wie man zum Chinesenversther werden kann.

Viele Deutsche, die einmal in China waren, finden, dass es eine Kluft gibt zwischen dem, was man in den deutschen Medien über das Land lesen kann, und ihrer eigenen Erfahrung dort. Woran liegt das? Auch die Schreibenden haben ja meistens die Erfahrung Chinas gemacht, und eine willentliche Verzerrung der Realität durch die deutschen Medien anzunehmen, wie das etwa chinesische Politiker gern tun, würde einen Grad an Verschwörungsfähigkeit voraussetzen, der den meisten Journalisten ganz fremd ist. Kann es sein, dass dem China-Experten generell etwas entgeht, das sich nur dem an Vergegenständlichkeiten gar nicht interessierten Amateur erschließt?

Die Antwort, die der Autor Marcus Hernig in seinem Buch „Chinas Bauch“ gibt, ist so verblüffend wie bestechend: Wer eine Ahnung von China bekommen will, sollte nicht bloß auf Ideen achten, sondern auf Gefühle. „Warum der Westen weniger denken muss, um den Osten besser zu verstehen“, heißt es im Untertitel pointiert. In der Tat sind die Abstraktionen, mit denen man etwa die Politik beschreibt, zwar unverzichtbar, doch häufig suggerieren sie ein Bescheidwissen zu früh, weil auch die gleichen Begriffe in verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich aufgefasst werden können.

So dienen sie oft bloß der Abgrenzung und der Bestätigung schon zuvor gefasster Urteile. Abstraktionen der Kultur oder der Philosophie wiederum, die das „andere“ oder „Fremde“ in China dingfest zu machen suchen, geraten rasch zum Klischee und eignen sich dann bestens für Instrumentalisierungen aller Art. So konzentriert sich Marcus Hernig lieber auf den „Bauch“, und das hat in der Direktheit seiner Schilderungen eine Frische und Plausibilität, die das Buch in der Fülle der Chinakennliteratur auffällig macht. Hernig orientiert sich am Kanon der sie-

ben Gefühle, die das konfuzianische „Buch der Riten“ im vierten vorchristlichen Jahrhundert aufstellt: Freude, Wut, Trauer, Angst, Liebe, Hass und Gier. Die einzelnen Gemütszustände handelt er nicht diskursiv ab, er nähert sich ihnen eher von der Seite her, indem er erzählt, und zwar nicht nur eigene Erlebnisse, sondern genauso historische Ereignisse und was sich im Internet tut.

Am besten gelingt das gleich im Eingangskapitel „Freude“. Hernig schafft es zu zeigen, dass das Glück eines Essens auf dem Lande, das er da schildert, aus nichts anderem handelt als den knackig frischen Bohnen, dem rauchigem groben Tofu und dem kleinen, zarten, aber festen Pak-Choi-Gemüse – und aus keinerlei weiteren psychologischen oder ambientebedingten Zutaten. Diese „Freuden der Bauern“ seien in der Sprache des World Happiness Report eher als die flüchtigen „affektiven Freuden“ des Alltags einzuordnen denn als „evaluative Freuden“, die die Zufriedenheit über ein gegliedertes Leben und dessen Umfeld im Ganzen ausdrücken: „Wer chinesisches Glück empfinden will, muss bereit sein, dieses immer wieder neu zu suchen – dauerhaft wird es sich nie einstellen.“

Dies illustriert auch die Anekdote vom Bauern Li, der durch Abtretung seiner Landnutzungsrechte an eine Ölgesellschaft zu Reichtum gekommen war. Mit Sohn und Enkel suchte er einen BMW-Laden in der nächsten großen Stadt auf. Mit dem, was ihm der Händler über die Autos und ihre Technik sagte, konnte er nichts anfangen, aber als der Verkäufer bemerkte, dass die Sitze des 7er aus Ochsenleder seien und dass man für einen Wagen mindestens einen ausgewachsenen Zugochsen brauche, strahlten seine Augen. So einen Zugochsen hatte er selbst einmal. Gleich bestellte er einen 7er für sich, einen 5er für den Sohn und ein 3er Cabrio für den Enkel. „Die Autos ließ er mit einer roten Schärpe wie ein Hochzeitsgeschenk verpacken und sich nachsenden.“

Eine besondere Qualität des Buchs ist, dass es selbst bei Geschichten wie dieser dem routinierten Impuls zur Ironie oder Geringschätzung widersteht, mit dem man in der üblichen Beurteilungsmaschinerie leicht Einverständnis herstellen kann und sich fremde Erfahrungen beim vom Leibe hält. Hier dagegen wird die fremde Erfahrung erst mal ganz ernst



Foto F1online

Der Genuss eines einfachen Mahls mit Pak Choi (Senfkohl) führt zum Glück des Essens auf dem Lande.

genommen und stehengelassen, wie sie ist, ganz ohne Augenzwinkern: „Einfach das Leder spüren, zu wissen, was wirklich Wert hat. Ist das nicht Glück?“

So erreicht der Autor eine erstaunliche Empathie und schafft es, die Leser viele sehr unterschiedliche chinesische Augenblicke nachfühlen zu lassen, als wären sie selbst mittendrin, ob es nun das Gefühl ist, von gedungenen Schlägern aus der seit Jahren gemieteten Wohnung vertrieben zu werden, das Gefühl der Geborgenheit, das nicht nur junge Frauen bei ihrem Kult alles Niedlichen überkommt, oder das Gefühl des Hasses, das viele Chinesen Japan gegenüber kultivieren. Einfühlung heißt nicht unbedingt Affirmation. Dass die Gefühlsmuster nicht aus

dem Nichts kommen, sondern gesellschaftliche Ursachen haben, weiß Hernig; deshalb fügt er bisweilen historische und soziologische Exkurse an, die jedoch der antiabstrakten Grundausrichtung des Buchs etwas zuwiderlaufen. Bei Verallgemeinerungen wie „Indien brilliert in der Verneinung der stofflichen Welt, China in ihrer Bejahung“ steckt er wieder in den Fängen gedanklicher Konstruktionen, die er eigentlich hinter sich gelassen hatte. Andererseits macht die Erörterung etwa der Beweggründe des allgegenwärtigen Zorns kurz vor den Machtverhältnissen, also der Kommunistischen Partei Chinas, halt, ohne die aber so emotional aufgeladene Phänomene wie Ungleichheit oder Zukunftsangst in China nicht

zu verstehen sind. Doch der Anspruch des Buches ist ja auch nicht, die Analyse des Systems zu ersetzen. Der Bauch gibt schon zu denken genug; immer wieder kommt der Autor auf die frappierende Einfachheit und Direktheit der chinesischen Gefühle zu sprechen – eine Einfachheit, wie man ergänzen kann, die für so komplizierte Wesen, wie es zum Beispiel die Deutschen sind, gar nicht so leicht zu verdauen ist. Was daraus nun politisch folgt, wäre Stoff für einen weiteren Essay.

MARK SIEMONS



Marcus Hernig: „Chinas Bauch“. Warum der Westen weniger denken muss, um den Osten besser zu verstehen.

Edition Körber-Stiftung, Hamburg 2015. 227 S., geb., 19,- €.

Beltracchi ist nur ein kleiner Fisch

Wahnhaftes Selbststilisierung: Henry Keazors Geschichte der Kunstfälschung

Das Thema Fälschung erregt wieder einmal die Gemüter. Es entfacht sich immer dann, wenn spektakuläre Fälle aufgedeckt werden, wenn raffinierte Fälscher, durchtriebene Hehler und Betrüger und zwielichtige Händler vor Gericht kommen und hochmütige Fachleute und Akademiker blamiert werden. Der Fall Beltracchi hat in jüngster Zeit das Thema, das Romane und Filme mit Stoff füttert, aufkochen lassen. Wolfgang Beltracchi (eigentlich Fischer) wurde 2008 überführt, mit seiner Frau verhaftet und 2011 vom Landgericht Köln wegen „gewerbsmäßigen Bandenbetrugs“ verurteilt. Zur Verhandlung standen lediglich vierzehn Bilder, rund dreihundert will Beltracchi in den Kunstbetrieb geschleust haben: Wir können uns noch auf viele Überraschungen gefasst machen.

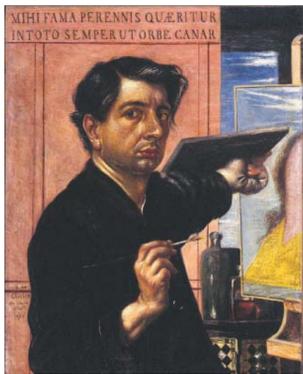
Der rheinische Filou war für den Heidelberger Kunsthistoriker Henry Keazor Anlass, eine Geschichte der Fälschungen und Fälscher an ausgesuchten, prominenten Beispielen von der Antike bis heute neu zu erzählen. Viele Fälle sind wohl bekannt, andere löhnen die Erinnerung. Ein großes Rätsel bleibt die römische Antike, die in der Mythologie wie in ihrer riesigen Statuenproduktion auf eigene Erfindungen verzichtete und sich mit Repliken und Kopien griechischer Originale zufriedengab. Für Fälschungen war da offenbar kein Spielraum. Die Idee und der Typus, nicht die Authentizität eines Künstlers scheinen damals entscheidend gewesen zu sein.

Etappen dieses Buches sind die falsche Goldkrone des Königs der Skythen, auf die der Louvre 1896 hereinfiel, die etruskischen Terrakotta-Figuren, von denen das Metropolitan Museum in New York jahrzehntlang täuschen ließ, die spätgotischen Wandmalereien in den Domen von Schleswig und Lübeck, mit denen der Restaurator Lothar Malskat eine germanomane Kunstwissenschaft im Dritten Reich, aber auch die Kirche in der Nachkriegszeit hinter Licht führte. Michelangelo wird in dem Buch übrigens doppelt geführt: als Fälschungsoffer wie auch als aktiver Fälscher, der einen Cupido von eigener Hand zum griechischen Original umfrisst hat.

Das Buch ist zweifelslos lehrreich und unterhaltsam, da der Autor die schillernden Affären recht breit und farbig ausmalte. Keazor kommt ohne Apparat und Anmerkungen aus, er skizziert aber im Fortgang der Erzählung eine Typologie der Fälschungen und Fälscher nach ihren Motiven und Zielen und plädiert für eine systematische Erforschung des verwirrenden Terrains. Freilich ist dies so

wildwüchsig und zerklüftet, dass da schwer Ordnung und Systematik hereinzubringen sind. Man hätte der Darstellung übrigens besser folgen können, wenn das Buch großzügiger ausgestattet wäre: Unerlässlich sind Farbabbildungen, um die Feinheiten der Malerei und die imitatorischen Tricks nachvollziehen zu können.

Auf diesem Minenfeld tummeln sich die schrägsten Figuren mit schillernden Motivationen: Gier und Gewinnstreben sind die vordergründigsten Triebfedern,



Fälsche sich selbst: Giorgio de Chirico in einem Selbstbildnis Foto VG Bild-Kunst

sie verbinden sich mit Geltungs- und Ruhmsucht, mit Schadenfreude und nicht zuletzt mit dem sadistischen Vergnügen, die arrogante Fachwelt, ihre hochznäsigen Koryphäen und glanzvollen Institute hereinzulügen und bloßzustellen. Man trifft in den interessanteren Fällen auf übersteigerten Ehrgeiz, auf eine wahnhaftes Selbststilisierung der Fälscher, die es den Meistern gleichtun oder sie sogar übertreffen wollen. Manchmal gefällt sich der Fälscher sogar in der Rolle eines begnadeten Fortsetzers und Vollenders seiner Idole. So hat man es bei Fälschungen nicht nur mit Imitaten, sondern auch mit neuen Erfindungen zu tun.

Es gibt sogar Künstler, die sich selbst fälschten: Der alternde de Chirico wollte nicht zusehen, wie sich die Kunstwelt an seinem höchstgeschätzten Frühwerk bereicherte; er setzte sich hin und malte noch einmal in seinem Frühstil und schleuste die Ergebnisse in den Handel. Die Finten, Listen und Tricks sind vielfältig. Den spektakulären Fälschungsfällen liegen vielfach ausgeklügelte Strategie-

gien und aufwendige Inszenierungen zugrunde: Da müssen alte Techniken ergründet und trainiert, Stammbäume und Provenienzen erfunden, Quellen getrübt, Lücken im Werk für die Plazierung der Fälschung erkundet, eine spezielle Aura erzeugt und gesellschaftliche Kulissen arrangiert werden.

Breiten Raum nehmen die Van-Gogh-Fälschungen und vor allem die fast geniale Kampagne Han van Meegerens ein, der mit seinen Vermeer-Neuschöpfungen, die eine unbelegte, aber vermutete italienische Werkphase Vermeers besetzten, eine internationale Fach- und Sammlerwelt förmlich benebelte. Rückblickend erscheinen diese gekonnten Vermeer-Zombies heute wie faschistoide Produkte der Neuen Sachlichkeit. Unerörtlich bleibt aber bei Keazor der jüngste Fälschungsfall der Galilei-Zeichnungen, denen die hohe Bildwissenschaft aufgefressen ist.

Im Vergleich mit den „Großen“ in diesem zwielichtigen Gewerbe nimmt sich Beltracchi eher als Schlichtversion aus. Keazor sagt zu Recht, dass fast jede Generation ihren spektakulären Fälschungsfall erlebt. Die Beispielsammlung dieses Buches ruft in Erinnerung, wer alles betrogen wurde, wer sich täuschen ließ oder sich leichtfertig auf Kumpaneien zwecks Lancierung angeblich neu entdeckter Werke einließ. Berühmte Gelehrte machten ein Erstveröffentlichungsrecht und eine Gewinnbeteiligung zur Bedingung ihrer Absegnung der Objekte. Julius Meier-Graefe, der vielgerühmte Kritiker, der von Experten und Kunstvermittlungen lebte, schwankte im Fall der Van-Gogh-Fälschungen der zwanziger Jahre lange hin und her. Die honorigsten Museen der Welt ließen sich auf dubiose Handel ein und spielten bei der Täuschung streckenweise mit.

Man sollte meinen, dass die Fälscherpraxis durch eine allgemeine Sensibilisierung, durch den touristischen Dauer-Umgang mit den Originalen, durch die verfeinerten Reproduktionstechniken in den Medien und durch modernste Labortechnik unmöglich geworden ist. Zur Dämpfung dieses Optimismus ist der Fall Beltracchi nützlich. EDUARD BEAUCAMP



Henry Keazor: „Täuschend echt!“ Eine Geschichte der Kunstfälschung.

Konrad Theiss Verlag, Darmstadt 2015. 256 S., Abb., br., 24, 95 €.

Sächsisch war nie beliebt

David Crystals kleines Sprachbuch ist keine große Hilfe

In vierzig kurzen Kapiteln handelt David Crystal so ziemlich alle Aspekte des Themas Sprache ab, von ihrem Ursprung bis zur aktuellen Netzkommunikation, von den ersten Babylauten bis zu den Sprachspielen der Poeten. Eigene Abschnitte sind auch den unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems wie Phonetik, Grammatik oder Rechtschreibung und den Beziehungen zwischen Standardsprache, Dialekten und Slangs gewidmet. Das einzig größere Gebiet, das fehlt, ist die Neurolinguistik, die Disziplin, die sich mit der Hirnphysiologie der Sprache befasst.

Crystal ist nicht nur ein äußerst produktiver Forscher innerhalb der Linguistik, sondern auch ein bewährter Popularisator ihrer Themen und Erkenntnisse, der sprachinteressierte Laien mit einer Reihe anspruchsvoller, aber gleichwohl verständlicher und unterhaltsamer Bücher versorgt hat. Umso bedauerlicher ist, dass er sich dieses Mal im Ton vergriffen hat: Der Stil des Buchs wäre eher dem ARD-Kinderkanal angemessen – was nicht an der Übersetzung liegt –, ohne dass der Autor und Verlag Hinweise darauf geben, dass sie diese Zielgruppe im Auge hatten. Auf den erwachsenen Leser jedenfalls wirkt der Duktus reichlich onkelhaft. Inhaltlich bewegt sich Crystals Buch auf einem Niveau, wie es einer seriösen Einführung angemessen ist.

Jedenfalls meistens: Hochsprachliche Standards nur als eine Art elitärer Benimmregeln darzustellen, die einzig zum Zweck der sozialen Abgrenzung nach unten entstanden sind, ist arg schlicht, auch wenn es politisch korrekt sein mag. Ein anderes Problem ist die stark von der englischen Sprache bestimmte Perspektive in einem Buch, das den Anspruch hat, die universalen Aspekte von Sprache darzustellen. Natürlich kann man andere Sprachen – und auch die „Sprache als solche“ – immer nur vor einem Hintergrund beschreiben, der selbst schon sprachlich geprägt ist.

Bei Crystal bildet diese Folie seine Muttersprache, das Englische. Für den deutschen Leser, der in einer anderen Sprachwelt zu Hause ist, macht das die Lektüre aber umständlicher. Das gilt vor allem dann, wenn es um Sachverhalte wie Rechtschreibung, Dialekte, Akzente, Slang oder Sprachspiele geht, in denen sich die einzelnen Sprachen stark voneinander unterscheiden. Dann passen die deutschen Entsprechungen oft nicht und müssen neben die englischen Originale gestellt werden, um eine Verständnisbrücke zur Intention des Autors zu schlagen.

Es geht aber nicht nur um die sprachliche Form, sondern auch um die Inhalte: Beim Blick auf die Welt der Sprachen las-

sen die englische und die deutsche Brille oft unterschiedliche Dinge – von grammatischen Endungen bis zu Elite-Akzenten – als normal oder als ungewöhnlich erscheinen. Die deutschsprachigen Leser von Crystals Buch müssen beide Brillen übereinander tragen und solche Unterschiede im Ausgangspunkt der Beschreibung und Argumentation immer mitleiden. Zwar versucht die Übersetzung, die perspektivischen Divergenzen zu mildern, indem sie die englischen gelegentlich um deutsche Beispiele ergänzt, aber die wirken nicht nur eingeflickt, sondern sind auch des öfteren fehlerhaft.

So war das Sächsische auch in der frühen Neuzeit nicht „einer der beliebtesten Dialekte des Deutschen“. Als vorbildlich galt vielmehr die in den sächsischen Kanzleien gepflegte Schriftsprache, die mit der gesprochenen Mundart nicht mehr viel gemein hatte – ein entscheidender Unterschied, denn in Deutschland gab es anders als in England oder Frankreich eben keinen singulären Prestigedialekt, der dann zur Hochsprache hätte avancieren können. Und es stellt die Tatsachen geradezu auf den Kopf, wenn die Brüder Grimm mit ihrem Wörterbuch als Vorreiter einer „modernen“, vereinheitlichten Orthographie präsentiert werden.

Tatsächlich erstrebte Jacob Grimm – sein Bruder ging in diesem Punkt auf Distanz – das Gegenteil, nämlich eine Restaurierung mittelhochdeutscher Schreibweisen. Und erst die durch diesen Vorstoß ausgelösten Verwirrungen führten dazu, dass die bereits weitgehend vereinheitlichte Schreibung im deutschen Sprachraum sich wieder aufzulösen begann, was Duden zu seinen Aktivitäten veranlasste und schließlich 1901 zur amtlichen Regelung der Orthographie führte.

Neben solchen sachlichen Schnitzern ist es auch ein Manko, dass das Buch keine einzige Literaturangabe enthält und somit dem Leser, der tiefer einsteigen möchte, keine Hilfe bietet. Selbst auf den Index, den das englische Original immerhin hat, wurde in der deutschen Ausgabe verzichtet. Wirklich gelungen sind die – ebenfalls an ein Kinderbuch erinnernden – verspielt-schönen Zeichnungen, die über die Buchseiten verstreut sind. Den Namen des Künstlers erfährt man leider nicht.

WOLFGANG KRISCHKE



David Crystal: „Das kleine Buch der Sprache“.

Aus dem Englischen von Dagmar Mallett, Hoffmann und Campe, Hamburg 2015. 304 S., geb., 22,- €.

Leben mit Menschen am Fluss

Die Region Gandiole liegt im Nordwesten Senegals, an der Mündung des Senegalflusses in den Atlantik. Sie umfasst mehr als dreißig Dörfer mit einer Bevölkerung von zwanzigtausend Einwohnern. Der Münchener Patentanwalt Bernd Hansen engagiert sich dort seit vielen Jahren. „Ein anregender Ort“ sei Gandiole, „aber keine Idylle“. Er habe dort „Ruhe, Fröhlichkeit und karge Schönheit“ erfahren, ein massiver Kontrast zu seinem Alltag in Deutschland, geprägt „von Gesprächen mit müden, gehetzten Menschen und den Konfrontationen vor oftmals streng urteilenden Gerichten“. Solche Sätze lassen Schlimmes befürchten. Das Buch ist nicht frei von Stereotypen und Exotisierungen, und seine Beschreibungen von senegalesischen Frauen lesen sich zuweilen, als hätte Peter Scholl-Latour die Feder geführt. Hansen bietet in seinem Buch aber von großer Zuneigung geprägte, keineswegs romantisierende Porträts von Bewohnern der Region, die er ausführlich zu Wort kommen lässt. Sie berichten von der Mühsal und Gefahr des Fischens, für viele Menschen noch immer die wichtigste, seit langem – durch internationale Großtrawler – gefährdete Einnahmequelle. Und sie schildern ihre traumatisierenden Erlebnisse beim Versuch, auf Seelenverkäufern über Atlantik und Mittelmeer nach Europa zu gelangen. Ein junger Mann erzählt, wie er zweimal mit einer Piroge die Überfahrt wagte. Beide Male mussten die Boote umkehren, viele der Passagiere ließen auf See ihr Leben. Als er nach seinem zweiten gescheiterten Versuch völlig erschöpft in sein Elternhaus zurückkehrte, habe seine Mutter nur einen einzigen Satz gesagt: „Du hast es wieder nicht geschafft.“ eck.

Bernd Hansen: „Gandiole“. Menschen am Senegal. A1 Verlag, München 2015. 208 S., geb., 18,80 €.

Kochen mit Rosina Khumperger

Dass vor Nachkochen eindringlich gewarnt wird, mag befremden, sind doch die heutzutage proliferierenden Rezeptkompilationen aus der Hand halbprominenter Hobbyköche allesamt schreiende Aufforderungen, es ihnen gleichzutun. Bei den Rezepten der Rosina Khumperger (1682 bis 1756) indes, Bäckersgattin aus dem salzburgischen Laufen, sind da nicht nur die zum Teil fragmentarischen oder bisweilen gänzlich fehlenden Angaben zu Zutaten, Mengen, Zubereitungen und Garzeiten vor (die sich jedoch nicht der Nachlässigkeit der Köchin, sondern, im Gegenteil, deren Expertise schulden), sondern auch die abenteuerliche und haarsträubend inkonsequente Schreibweise ihres dialektal geprägten Kochbuchs. Ein ausführliches Glossar und Erläuterungen zu zeitgenössischen Gewichten und Hohlmaßen sowie zur barocken Küchenpraxis helfen diesen Kalamitäten zwar ab, es kann aber ohnehin nicht darum gehen, sich historisierend an „Muschgatten Dorden“, „Mandl Khuechen“, „Lemani Koch“, „Geselchten zungen auf Welsche Manier“, „Khranevött vogln“ oder „Copaun Wierst“ zu versuchen. Das sorgfältig edierte handschriftliche Kochbuch aus einem gehobenen bürgerlichen Haushalt der Barockzeit entfaltet vielmehr anderweitig segensreiche Wirkung: als Remedium gegen die tagtägliche mediale Kulinarik-Dröhnung, das mit seinem nüchternen Schwarzweiß Distanz schafft zur schrillen schönen neuen Kochwelt. walt

„Kochbuch der Maria Euphrosina Khumperger aus dem Jahr 1735 mit 285 Rezepten.“ Mandelbaum Verlag, Wien 2015. 172 S., br., 19,90 €.

Brechen mit der Kunstgeschichte

Ein sinnvolles Lexikon zur zeitgenössischen Kunst zu schreiben scheint unmöglich. Der zu beschreibende Gegenstand befindet sich im ständigen Wandel und verweigert sich kanonischen Festschreibungen. Hubertus Butin begegnete diesem Problem im Jahr 2002 mit der Form des Begriffslexikons, das nicht die Kunst, sondern die sie prägenden Begriffe in ihrer Historizität abbildet. Er möchte die Einträge im „Begriffslexikon zur zeitgenössischen Kunst“ als diskursive Beiträge verstanden wissen, die eigene Akzente setzen und keine Objektivität beanspruchen. Nach der zweiten Auflage 2006 liegt nun eine überarbeitete und erweiterte Neuaufgabe vor, denn noch wichtiger als die Form ist die Aktualität. Was hat sich in der Zwischenzeit verändert? Zunächst einmal wird dem Geschmack des Kunstinteressierten Rechnung getragen: Die Fotografie „Im Teppichladen“ aus Fischliis und Weiss’ Wusterserie von 1979 ist auf das Cover gewandert. Neu aufgenommenen Begriffe wie „Display“, „künstlerische Forschung in akademischen Institutionen“ oder „Künstlerbuch“ spiegeln die letzten Jahre, dienen fast als Seismograph. Bei anderen stellt sich die Frage, warum sie erst jetzt in den Kanon aufgenommen werden: „Happening“, „Serialität“ und „Inszenierung“ füllen Lücken. Im Register findet man Vasarely statt Vasari, Weibel statt Wölfflin. Es verrät, dass das hervorragend bilderte Lexikon den Bruch des zeitgenössischen Kunstdiskurses mit der allgemeinen Kunstgeschichte markiert. psch

Hubertus Butin (Hrsg.): „Begriffslexikon zur zeitgenössischen Kunst“. Snoeck Verlag, Köln 2014. 376 S., 24,80 €.